Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 48 (1975-1976)

Heft: 10

Rubrik: Heilpädagogische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HEILPÄDAGOGISCHE RUNDSCHAU

Fachorgan der Schweizerischen Heilpädagogischen Gesellschaft

Zentralsekretariat: Gutenbergstraße 37, 3011 Bern, Telefon 031 45 43 32

Redaktion: Adolf Heizmann, Eichenstraße 53, 4054 Basel (Telefon 061 38 41 15) – Redaktionsschluß jeweils am 20. des Monats

JANUAR 1976

Was Schüler von geistig behinderten Kindern denken

Michael Jurgeleit u. Roland Stürmer

Eine Schülerbefragung (die erste dieser Art in der Bundesrepublik) zeigt, daß junge Menschen geistig behinderten Kindern weniger ablehnend gegenüberstehen als Erwachsene.

In seinen *Erfahrungen eines freiwilligen Krüppels* beschreibt Ernst *Klee,* wie unsicher sich Menschen ihm in einem Rollstuhl näherten: «Als mich die Passanten neugierig beglotzten, steuerte ich mein Velo auf sie zu und fragte sie nach der Uhrzeit. Zuerst wirkten sie etwas verblüfft, doch dann reagierten sie normal, gaben Auskunft, unterhielten sich. Ich als der vorgeblich Behinderte gab ihnen die Chance, ihre Befangenheit abzulegen. Sie wußten nun, wie sie sich verhalten konnten».

Wenn eine körperliche Behinderung schon solche Barrieren schafft, um wieviel schwerer muß sich dann erst eine geistige Behinderung auswirken! Sie nimmt ja dem Behinderten die Möglichkeit, den Nichtbehinderten gezielt «eine Chance zu geben». Schon körperbehinderte Menschen müssen ja gegen das Vorurteil ankämpfen, mit ihrer Behinderung gehe eine fehlgeleitete Persönlichkeitsentwicklung oder gar ein geistiger Defekt einher (was beides – empirisch nachgewiesen – nicht stimmt. Vgl. D. A. *Jansen, Die Persönlichkeitsstruktur von Körperbehinderten).*

Intelligenz ist ein Merkmal, das in unserer Leistungsgesellschaft besonders geachtet und beachtet wird. Diese hohe Wertschätzung der Intelligenz bzw. die damit einhergehende Geringschätzung oder sogar Verachtung weniger intelligenter Menschen allein schon offenbart, welchen Vor-Urteilen geistig Behinderte ausgesetzt sind. Der Marburger Psychologe Helmut *von Bracken,* der sich viele Jahre Untersuchungen zum Problem der geistig Behinderten gewidmet hat, kommt aufgrund verschiedener Einstellungsuntersuchungen zu dem Fazit: Die Mehrheit der Bevölkerung stuft die geistige Behinderung («Schwachsinn») als die bei weitem schwerste Behinderung ein, weit vor Taubstummheit, Blindheit, Körperbehinderung usw. (*Bericht vom 25. Kongreß für Psychologie,* 1967, S. 493).

Eingliederung. Geistig Behinderte sind in ganz besonderer Weise auf die Hilfe anderer angewiesen; sie lassen sich in den seltensten Fällen gewinnbringend beschäftigen und am Arbeitsplatz integrieren. Neben den in der Bevölkerung vorhandenen Vorurteilen liegt hier ein weiterer Grund dafür, daß Rehabilitationsaussichten geistig Behinderter so niedrig sind. In diesem Zusammenhang weist der Psychiater Erich *Wulff* (TU Hannover) darauf hin, daß für Menschen mit chronischen Leiden, deren Wiedereingliederung in den Arbeitsprozeß kurzfristig unmöglich erscheint, fast nur halbsoviel ausgegeben wird, wie für Behinderte, die leicht wieder eingegliedert werden können. (Psychiatrische Krankenhausbetten machen $^1/_6$ der Gesamtbettenzahl aus, es werden aber hierfür $^1/_{10}$ der Gesamtmittel aufgewendet. Das entspricht einem Verhältnis von 1 : 0,54.

Die Integration von geistig Behinderten kann – wenn sie unter dem Input-Output-Aspekt des ökonomischen Prinzips unserer Volkswirtschaft gesehen wird – kein volkswirtschaftliches Ziel sein. Sie kann nur als eine gesellschaftspolitische und soziale Aufgabe betrachtet werden mit dem Ziel einer rechtzeitigen Förderung. Vor allem ist eine Erfassung aller geistig Behinderten zu einem möglichst frühen Zeitpunkt (Diagnose!) notwendig. Sicherlich hat die «Lebenshilfe» hier in den vergangenen Jahren ein erhebliches Maß an Arbeit geleistet. Trotzdem erscheint die Einführung einer Meldepflicht für geistig Behinderte in Verbindung mit routinemäßigen Frühdiagnoseuntersuchungen für die Bundesrepublik sinnvoll. Schätzungen für die Bundesrepublik über die Häufigkeit geistig Behinderter liegen um 0,6 Prozent eines Jahrgangs. (Gutachten des Deutschen Bildungsrats vom 12./13. Oktober 1973 «*Zur pädagogischen Förderung Behinderter und von Behinderung bedrohter Kinder und Jugendlicher.*») Sie weichen von den Zahlen, die z. B. der Rostocker Psychiater Gerhard *Göllnitz* (1973) für die DDR nennt (hier besteht seit 1954 eine Meldepflicht) oder der westdeutsche H. *Harbauer* (1971) aufgrund der Definition geistiger Behinderung nach der WHO für unseren Kulturkreis schätzt, erheblich nach unten ab. Das mag in erster Linie an der engergefaßten Definition des Begriffs «geistige Behinderung» liegen, wie er in der BRD angewendet wird.

Angst. Ein Ansatz zur Förderung geistig Behinderter liegt dabei im Abbau von Vorurteilen gegenüber dieser Randgruppe in der «normalen» Bevölkerung. Ergebnisse einer Reihe eigener Einstellungsuntersuchungen zu diesem Problem («Gefährlichkeit» geistig Behinderter – Glaube an «Ansteckungsgefahr»)

faßt der Marburger Psychologe Helmut *von Bracken* mit den Worten zusammen: «Man kann es nicht anders deuten als so, daß die Bevölkerung geistig behinderte Kinder fürchtet» (*Einstellungen Erwachsener gegenüber geistig behinderten Kindern*, 1971, S. 25).

Die Eltern von geistig behinderten Kindern haben wiederum selbst Angst. Sie fürchten die «Entdekkung» ihres Kindes und einen damit verbundenen sozialen Abstieg und verstecken folglich das Kind oder vertuschen die Behinderung.

Dem Kind wird damit so ziemlich jede Chance genommen, in den wichtigen frühen Lebensjahren genügend Anregungen, genügend Ausbildung zu bekommen, um das vorhandene Potential so weit zu entwickeln, daß es später ein möglichst unabhängiges Leben führen kann (ganz abgesehen davon, daß bei weitem zu wenig Ausbildungsplätze für geistig Behinderte vorhanden sind). Diese wenigen Bemerkungen mögen unterstreichen, wie schwierig die Situation geistig Behinderter ist – speziell in den ersten Lebensjahren.

Gleichaltrige. Gerade Kinder sind von ihrer sozialen Umwelt stark abhängig. Da nun Gleichaltrige (*peergroup*) eine besondere Bedeutung für die Entwicklung Heranwachsender haben, haben wir in einer Untersuchung versucht herauszufinden, welche Einstellungen junge Menschen gegenüber geistig Behinderten haben. Wir haben etwa 14jährige Gymnasiasten, Hauptschüler und Sonderschüler befragt. Es war die erste Untersuchung dieser Art (Ingrid *Jörgensen*, Michael *Jurgeleit*, Barbara *Schlote*, Roland *Stürmer: Einstellungen von Schülern gegenüber geistig behinderten Kindern.* Marburg/Lahn: Institut für Psychologie, 1974).

Die wichtigsten Ergebnisse:

1. Im Vergleich zu vorliegenden Erwachsenenuntersuchungen hatten die Schüler in den meisten Punkten eine positivere Einstellung gegenüber geistig Behinderten.

2. Es stellte sich heraus, daß eine regelmäßige, aber nicht intensive Begegnung mit geistig Behinderten (die Hälfte der Befragten stammte aus einem Ort mit einer größeren Anstalt für geistig Behinderte) die Einstellungen wenn überhaupt, dann negativ beeinflußt.

3. Dagegen wirkt sich eine engere persönliche Bekanntschaft zu einem geistig behinderten Kind durchweg positiv aus.

4. Im Vergleich der Schultypen erwiesen sich die Gymnasiasten als bedeutend weniger häufig von Vorurteilen gegenüber geistig behinderten Kindern geprägt als Haupt- oder Sonderschüler. (Sonderschüler kannten häufiger ein geistig behindertes Kind persönlich.)

Warum haben wir Schüler befragt?

Schon Gordon W. *Allport* sieht die ersten sechs Lebensjahre als besonders wesentlich für die Entwicklung sozialer Einstellungen an. Vielfach übernimmt ein Kind hier Vorstellungen seiner Umwelt, wobei das Elternhaus eine besondere Bedeutung hat. Zusätzlich (und in gewisser Weise unabhängig von speziellen Vorurteilen der Eltern) scheint sich auch der Erziehungsstil der Eltern auf die Vorurteile der Kinder auszuwirken: Kinder von Müttern mit autoritärem Erziehungsstil lernen, daß Macht und Autorität über menschliche Beziehungen bestimmen und werden so eher bereit, Menschen zu klassifizieren («abzuklassifizieren»). Dagegen scheinen Eltern, die in ihrer Erziehung Toleranz und Vertrauen vermitteln, weniger zu der Ausbildung von «vorurteilshaftem Verhalten» bei Kindern beizutragen.

Vorurteile können schließlich auch durch reine Übernahme von Einstellungen nach dem Spracherwerb auftreten: Das Kind erfährt z. B. das Wort «Idiot» oder «Schwachsinniger» das erste Mal in der Bedeutung eines Schimpfwortes – also negativ besetzt. Später – bei der realen Begegnung mit geistig Behinderten – wird die in den gelernten Bezeichnungen zum Ausdruck gebrachte Geringschätzung auf den Behinderten übertragen.

Aus unserer Untersuchung erhofften wir, Aufschluß darüber zu erhalten, inwieweit sich negative Einstellungen bei Schülern bereits etabliert haben – gerade im Vergleich zu einer Erwachsenen-Untersuchung, die *von Bracken/Cotanidis* (1971) mit einem ähnlichen Meßinstrument durchgeführt haben.

Befragt haben wir 300 Schüler und Schülerinnen. Sie waren im Durchschnitt 14 Jahre alt und gingen in die 7. oder 8. Schulklasse.

Unser Fragebogen war inhaltlich (nicht der Reihenfolge nach) in folgende Gebiete unterteilt:

1. Informiertheit über geistige Behinderungen: Meinungen zu möglichen Ursachen geistiger Behinderung (Krankheit, Schäden während bzw. vor der Geburt, Vererbung, «Inzucht»). Als Voraussetzung für eine vorurteilsfreie Einstellung schien uns in diesen Punkten eine ausreichende Informiertheit notwendig.

2. Wahrnehmen von Unterschieden zwischen geistig behinderten und anderen Kindern: Hier sehen wir es insgesamt als negativ für die Integration geistig behinderter Kinder an, wenn womöglich vorhandene Unterschiede (z. B. Sprache, Benehmen) sehr bewußt wahrgenommen werden.

3. Gefühle gegenüber geistig behinderten Kindern: Wenn «normale» gegenüber geistig Behinderten Gefühle hegen wie Unsicherheit, Abscheu, Angst, Ablehnung usw., sind sie mit großer Wahrscheinlichkeit ein schlechter Sozialpartner für sie.

4. Verhalten anderer Menschen gegenüber geistig behinderten Kindern: Hier erwarten wir eine negativere Darstellung der sozialen Umwelt geistig behinderter Kinder aufgrund von Projektionen eigener (negativer) Einstelllungen: Bei der direkten Frage nach der emotionalen Einstellung unserer Respondenten mußten wir damit rechnen, daß ein zu positives Bild entstehen könnte.

5. Soziale Distanz: Fragen nach der Intensität eines möglichen Kontaktes mit geistig behinderten Kindern: «Würdest du mit einem geistig behinderten Kind spielen?» oder «Hättest du etwas dagegen, wenn deine Familie ein solches Kind adoptieren wollte?»

Erwachsene versus Schüler

Bisherige Theorien und Ergebnisse (*von Bracken, Allport, Steiner,* und *Schneider*) lassen vermuten, daß ältere Respondenten bei Einstellungsbefragungen eine tatsächlich negative Einstellung gegenüber geistig Behinderten eher leugnen als jüngere. Folglich dürfen die positiveren Einstellungen unserer Schüler mit großer Wahrscheinlichkeit als «echte» Ergebnisse angesehen werden.

1. Informiertheit: Ueber die häufigen Ursachen (Schaden während der Schwangerschaft, bei der Geburt) waren Schüler und Erwachsene etwa gleich gut informiert. Einen sehr deutlichen Unterschied fanden wir allerdings bei der Frage nach «Inzucht». Tatsächlich liegen hier keine genauen Angaben vor, aber man darf davon ausgehen, daß Inzucht, wenn überhaupt, dann zu den seltenen Ursachen geistiger Behinderung zählt. Inzucht wird aber von 53,3 Prozent der Erwachsenen als sehr bzw. ziemlich häufige Ursache genannt, von den Schülern dagegen nur 16,7 Prozent.

2. Wahrnehmung von Unterschieden zwischen «normalen» und geistig behinderten Kindern: Schüler nehmen diese Unterschiede in der Regel weniger stark wahr als Erwachsene. 75 Prozent der Erwachsenen glauben z. B., daß sich geistig behinderte Kinder von anderen im Gesicht «sehr» bzw. «ziemlich» unterscheiden gegenüber nur 36 Prozent der Schüler. Gefährlichkeit sprechen Erwachsene den geistig behinderten Kindern eher zu als Schüler. Schüler lehnen die in dieser Frage enthaltene Unterstellung zu 35 Prozent (gegenüber 19,4 Prozent) völlig ab.

3. Gefühle gegenüber geistig behinderten Kindern: Auf die Frage, ob es gut wäre, wenn ein geistig behindertes Kind früh sterben würde, haben nur 5,3 Prozent der Schüler – gegenüber 22 Prozent der Erwachsenen – mit «ja» geantwortet.

Schüler äußern oft ablehnende Gefühle gegenüber geistig behinderten Kindern. Eine Korrektur erfahren diese Aeußerungen aber, wenn man sie mit den Antworten zum «Verhalten anderer Menschen» vergleicht. Diese Fragen können als Projektionen eigener Gefühle interpretiert werden: Das Verhalten von Nachbarn gegenüber einem geistig behinderten Kind wird in der Regel von den Schülern etwas positiver als von den Erwachsenen eingeschätzt. Deutlich werden die Unterschiede dann bei Fragen nach aktiven Verhaltensweisen: 20 Prozent der Schüler (gegenüber 8,5 Prozent der Erwachsenen) glauben, daß Nachbarn «fast immer» besonders nett gegenüber einem geistig behinderten Kind sind. Aehnlich deutlich fiel der Unterschied bei der Frage «sie helfen, wo sie können» aus.

Wir wirkt sich ein regelmäßiger (aber nicht persönlicher) Kontakt zu geistig Behinderten aus?

Um Hinweise auf die Möglichkeiten einer schrittweisen Integration geistig Behinderter in die Gesellschaft zu erhalten, befragten wir Schüler aus Städten, in denen ein Heim für geistig Behinderte war (Treysa in Hessen und Rotenburg in Niedersachsen) und verglichen sie mit Respondenten aus einem Ort, in dem geistig behinderte Kinder nicht regelmäßig im Stadtbild auftauchten (Nordhorn in Niedersachsen).

1. Informiertheit: Obwohl in Treysa viele Eltern in der Anstalt für geistig Behinderte (*Hephata*) arbeiten und obwohl durch Schulführungen und durch die Lokalpresse Informationsmöglichkeiten bestehen, zeigten sich die Schüler aus diesem Ort über die Ursachen geistiger Behinderungen nicht besser informiert als die Schüler aus Nordhorn.

2. Wahrnehmung von Unterschieden zwischen «normalen» und geistig behinderten Kindern: Die Nordhorner Schüler bejahten die Frage, ob geistig behinderte Kinder eher sehr unsicher (15 Prozent vs. 3 Prozent) sind als andere Kinder. Weiter: Nur 18 Prozent der Schüler aus Treysa fanden, daß sich behinderte Kinder von andern Kindern in der Kleidung überhaupt nicht unterscheiden, im Gegensatz dazu vertreten 51 Prozent der Nordhorner Schüler diese Meinung. Ebenfalls bezeichneten Schüler aus Treysa geistig behinderte Kinder eher als schmutzig als andere Kinder. Diese beiden Unterschiede mögen zum Teil auf die Erfahrung mit schlechter Heimunterbringung zurückzuführen sein.

Bedauerlich und nicht den Tatsachen entsprechend ist dagegen die Meinung, geistig behinderte Kinder würden eher stehlen, seien im Vergleich zu anderen Kindern sehr wild und ausgesprochen «gefährlich». In all diesen Unterpunkten stereotypisierten die Schüler aus Treysa geistig behinderte Kinder überzufällig häufig negativer als unsere Respondenten aus Nordhorn.

3. Gefühle gegenüber geistig behinderten Kindern: In ihrer emotionalen Einstellung bezeichneten sich Schüler aus Nordhorn etwas neugieriger beim Anblick eines geistig behinderten Kindes, brachten dafür aber für diese Kinder erheblich häufiger Mitleid auf (39 Prozent zu 22 Prozent). Dementsprechend trauten Schüler aus Treysa anderen Kindern selten Hilfsbereitschaft zu (49 Prozent zu 27 Prozent).

Die Problematik der Euthanasie schnitten wir bei der Frage an, ob es für geistig behinderte Kinder besser wäre, früh zu sterben. Schüler aus Treysa bejahten dies mit «unter Umständen» zu 31 Prozent (Nordhorn: 15 Prozent). Die Nähe einer Anstalt für geistig Behinderte scheint also die gefühlsmäßige Einstellung zum negativen zu ändern.

Persönliche Bekanntschaft mit einem geistig behinderten Kind: Eine engere, «persönliche» Bekanntschaft mit einem geistig behinderten Kind vermag Vorurteile vor allen Dingen hinsichtlich der emotionalen Einstellung etwas zu mildern. Dies gilt für Schüler wie für Erwachsene. Schüler, die geistig behinderte Kinder persönlich kennen, äußern zudem weniger Abscheu, zeigen sich etwas besser informiert über die Ursachen der Behinderung, verspüren eine geringe soziale Distanz und sind der Adoption von geistig behinderten Kindern gegenüber weniger skeptisch eingestellt.

Diese Ergebnisse sind ermutigend. Die bestehenden Vorurteile erscheinen dadurch als überwindbar und: Es sind Vor-Urteile!

Damit möglichst viele Menschen ein geistig behindertes Kind persönlich kennen, müssen aber Möglichkeiten der Begegnung gefunden werden.

Schultyp

Die Frage ist, wie man die Barrieren brechen kann, die eine persönliche Kontaktaufnahme mit Behinderten verhindern. Wo einige solcher Barrieren liegen, zeigen die Antworten der Schüler, aufgegliedert nach dem Schultyp.

Besonderes Interesse galt der Befragung von Schülern aus Sonderschulen für Lernbehinderte («Hilfsschüler»), weil sie selbst eine Minderheit aufgrund geringerer intellektueller Leistungsfähigkeit sind. Die Befragung von Schülern verschiedener Schultypen, also aufgegliedert nach der gegenwärtigen intellektuellen Leistungsfähigkeit, durfte in der Beurteilung von intellektuell besonders wenig Leistungsfähigen eine Reihe von Unterschieden erwarten lassen.

1. Informiertheit: Die von uns befragten Gymnasiasten zeigten sich mit einer Ausnahme (Inzucht) besser über die Ursachen einer geistigen Behinderung informiert.

2. Wahrnehmung von Unterschieden zwischen «normalen» und geistig behinderten Kindern: Gymnasiasten bezeichneten Unterschiede zwischen «normalen» und geistig behinderten Kindern im Gesichtsausdruck, in der Körperhaltung, im Gang sowie in Eigenschaften wie «bösartig», «jähzornig», «stumpfsinnig» oder «wild» als weniger auffällig (im Vergleich zu Hauptschülern und Sonderschülern). Während keiner unserer Gymnasiasten geistig behinderte Kinder als «ziemlich» gefährlich bezeichnete, taten dies 13 Prozent der Sonderschüler und sogar 15 Prozent der Hauptschüler. Bei der Frage, ob geistig behinderte Kinder eher häßlich sind und eher lügen als andere Kinder bzw. Recht und Unrecht unterscheiden können, gaben Gymnasiasten durchweg ebenfalls vorurteilsfreiere Antworten.

Auf die Frage, ob geistig behinderte Kinder Ablehnung anderer Menschen empfinden könnten, antworteten mit «nein» 3 Prozent der Gymnasiasten, 12 Prozent der Hauptschüler und 36 Prozent der Sonderschüler.

3. Gefühle gegenüber geistig behinderten Kindern: Auch hinsichtlich der emotionalen Einstellung zeigten die Gymnasiasten die relativ positivsten Einstellungen. Neugier, Abscheu, Ekel, Unheimlichkeit und Ablehnung gegenüber geistig behinderten Kindern empfanden die Gymnasiasten am wenigsten. 11 Prozent der Sonderschüler empfanden «überhaupt nicht» Mitleid mit geistig behinderten Kindern. Dies traf für keinen der Hauptschüler zu.

Diese eindeutig positiver ausfallenden Einstellungen der Gymnasiasten gegenüber geistig behinderten Kindern können mehrere Ursachen haben: Zum einen ist ihre soziale Stellung und ihre Ueberlegenheit in dem für geistige Behinderung entscheidendsten Kriterium, der Intelligenz, am größten. Die positiveren Einstellungen muß man aber auch im Zusammenhang mit dem höheren Informationsstand über die Ursachen sehen: Geistige Behinderung ist für die Gymnasiasten weniger häufig eine unerklärbare, mysteriöse Erscheinung. Die bessere Schulausbildung mag sich auch in einem weiteren Gesichtspunkt niederschlagen: Immerhin sind ihre Einstellungen am meisten von denen der Erwachsenen entfernt. Vielleicht sind sie am ehesten in der Lage, sich von Vorurteilen der älteren Generation zu trennen und zu selbständigen Urteilen zu gelangen. Wir wollen aber die positiveren Einstellungen nicht überinterpretieren: Tatsache ist, daß sie im Vergleich zu den beiden anderen Schulgruppen günstiger erscheinen, daß gleichzeitig aber auch noch bei den Gymnasiasten große Ungewißheit und viele Vorurteile gegenüber den geistig Behinderten bestehen.

Im Vergleich der Sonderschüler mit den Hauptschülern haben wir ebenfalls eine große Anzahl signifikanter Unterschiede gefunden. Allerdings war die Richtung der Ergebnisse nicht immer eindeutig: Tendenzmäßig haben die Sonderschüler etwas günstigere Einstellungen gegenüber geistig behinderten Kindern gezeigt. Lediglich in dem Sachgebiet «*Verhalten anderer Menschen*», das als Projektion eigener Gefühle interpretierbar ist, haben die Sonderschüler in allen signifikanten Unterschieden günstigere Antworten gegeben.

Erklärlich werden die Antworten unter Umständen daraus, daß Sonderschüler etwas häufiger ein geistig behindertes Kind persönlich kannten.

Die von uns erhobenen Daten lassen aber keine eindeutigen Erklärungen zu. Sonderschüler zeigen jedenfalls als Resultat ihrer eigenen sozialen Außenseiterposition weder eine besonders deutliche Solidarität mit den geistig behinderten Kindern, die sich in positiven Einstellungen niederschlagen könnte, noch offenbaren sie ein stärkeres Abgrenzungsbedürfnis als zum Beispiel die Hauptschüler.

Resumee

Deutlich wird allgemein ein starkes Informationsdefizit, das sich zum Teil auch in den Angaben über Unterschiede zwischen geistig behinderten und anderen Kindern (z. B. bei der Frage nach den Eigenschaften wie «bösartig», «gefährlich» usw.) niederschlägt. Die Tatsache, daß 14jährige Schüler geistig behinderte Kinder positiver beurteilen und ihnen vorurteilsfreier gegenüberstehen als die Erwachsenen zeigt, wann viele dieser Vorurteile entstehen – nämlich später; die schon vorhandenen erheblichen negativen Stereotypisierungen durch unsere Schüler deuten darauf hin, wann mit Aufklärungsarbeit eingesetzt werden müßte – nämlich früher.

Eine Erklärungshypothese für die gefundenen Unterschiede scheint uns das Denkschema: *(geistige) Leistungsfähigkeit = Wert einer Person* zu sein, das erwartungsgemäß bei den Erwachsenen stärker ausge-

prägt ist als bei den Kindern. Die von der Allgemeinheit als intelligenter anerkannten Gymnasiasten sind in einem entscheidenden Kriterium die Stärkeren. Von dieser Position aus beurteilen sie die geistig behinderten Kinder relativ günstiger. Hauptschüler und Sonderschüler stehen den geistig Behinderten wesentlich negativer gegenüber.

In gleicher Weise läßt sich der Unterschied unserer Respondenten aus Treysa/Rotenburg vs. Nordhorn verstehen. Die Nordhorner haben eine größere praktische und damit auch emotionale Distanz zu diesem Problem, dagegen läßt die Anstalt im Ort die geistig Behinderten zum «hautnahen» Problem werden. Ihre verminderte Leistungsfähigkeit, ihre Unfähigkeit, ohne fremde Hilfe zurechtzukommen, wird täglich sichtbar und bewirkt zu einem großen Teil die negative Stereotypisierung. Die mangelhafte intellektuelle Leistungsfähigkeit der geistig Behinderten wird zudem auf andere Charakterzüge übertragen.

Eine persönliche Bekanntschaft mit einem geistig behinderten Kind scheint diese Faktoren etwas entkräften zu können und vor allem die emotionalen Einstellungen zu verbessern.

Nach unserer Meinung wirkt sich das Leistungsprinzip unserer Gesellschaft hemmend auf die Integration behinderter und damit wenig leistungsfähiger Menschen aus. Mangelnde Intelligenz und mangelnde Produktivität läßt besonders geistig behinderte Kinder als weniger «wert» erscheinen.

Diese globale Einschätzung wird allerdings durch eine engere persönliche Bekanntschaft mit einem geistig Behinderten und durch Information über die Ursachen geistiger Behinderung abgebaut. Da Vorurteile in diesem Bereich bei jüngeren Menschen weniger verbreitet sind als bei Erwachsenen, scheinen erzieherische Maßnahmen bei Schülern – Wissensvermittlung, Vermittlung von persönlichen Bekanntschaften (wie es etwa *Hellbrügge* in München durch «gemischte» Vorschulklassen von geistig behinderten und «normalen» Kindern versucht) – ein guter Ansatzpunkt zu sein, die Integrationschancen geistig Behinderter (langfristig) zu verbessern.

Aus «Psychologie heute» August 1975. Mit Genehmigung des Verlages Beltz, Weinheim.

Unsere Neugründung, das Wohnheim Brunnadern

Idee und Verwirklichung

Im Schloß Köniz, besonders bei der nachgehenden Fürsorge, wurde das Bedürfnis nach einem Wohnheim für ehemalige Schülerinnen seit langem empfunden. Es gibt immer wieder Behinderte, die nicht ohne nahe Betreuung gelassen werden können, aber niemanden haben, der sich dieser Aufgabe richtig annehmen kann oder will. Das Wohnheim müßte diesen Mitmenschen die Geborgenheit und Sicherheit das «Zuhause» geben, das sie entbehren. Manche wären damit auch eher in der Lage, eine auswärtige Stelle oder überhaupt eine Stelle zu versehen.

In dieser Richtung bewegten sich die Argumente des Heimleiters, als er in den Jahren 1973/74 der Direktion Schloß Köniz und dem Vereinsvorstand die Schaffung eines Wohnheims vorschlug. Im Mai 1974 erhielt er den Auftrag, die Verwirklichung der Idee an die Hand zu nehmen. Mit den Fürsorgerinnen besichtigte er mehrere Objekte. Ernsthaft in Frage kam erst ein Mehrfamilienhaus in der Gemeinde Köniz. Bereits hatte der Vereinsvorstand, unter bestimmten Vorbehalten, grünes Licht zum Erwerb dieser Liegenschaft gegeben, als man vernahm, daß das Evangelische Mädchenheim Brunnadern in Bern geschlossen werde. Es war uns sofort klar, daß sich dieses Haus noch besser eignen würde, da es bereits für einen Kollektivhaushalt eingerichtet war. Verhandlungen wurden angebahnt. Sie führten am 16. April dieses Jahres zum Abschluß eines Mietvertrages. Die Mietdauer beträgt fünf Jahre, beginnend am 1. Mai 1975, und verlängert sich ohne Kündigung jeweilen um ein weiteres Jahr. Der Mietzins beläuft sich auf Fr. 2000.– monatlich. Dem Mieter ist ein Vorkaufsrecht eingeräumt.

Die Finanzierung des Heimbetriebs scheint uns möglich, wenn unser Verein hilft. Die Pensionärinnen bezahlen für Kost, Logis und Betreuung monatlich Fr. 650.–, was heute relativ bescheiden ist. Die Invalidenversicherung wird die gesetzlichen Beiträge, gemäß ihren einschlägigen Bestimmungen, leisten. Die kantonale Fürsorgedirektion sagte einen Staatsbeitrag zu, der von Fall zu Fall, auf Grund der Betriebsrechnung und der Leistungen der IV und des Trägervereins, festgesetzt werden soll. Was unsern Verein anbelangt, so zeigen die Rechnungen der letzten Jahre, daß wir einen namhaften Betrag aufbringen können, wenn unsere Mitglieder und Gönner, woran wir nicht zweifeln, uns weiterhin die Treue halten. Als Starthilfe, zur Ueberwindung der Anfangsschwierigkeiten, halten wir der Neugründung den Reinerlös aus dem kürzlichen Jubiläumsfest «50 Jahre Mädchenheim Schloß Köniz» bereit.

Das Wohnheim untersteht vorläufig den Heimeltern im Schloß Köniz. Diese setzten als Leiterin eine bewährte Mitarbeiterin ein: Fräulein Ruth Kunz, Sozialarbeiterin und Absolventin des schweizerischen Heimleiterkurses. Sie hat bis jetzt eine einzige Gehilfin, abgesehen von den Pensionärinnen, die im Haushalt eingesetzt sind. Pensionärinnen sind gegenwärtig fünf da. Mit weiteren Eintritten ist zu rechnen, um so mehr, als das Heim nicht nur den Ehemaligen des Schlosses Köniz offensteht.

F. Witschi

Acht Wochen Leben im Wohnheim

Am 16. Juni 1975 nahmen meine Mitarbeiterin und ich die Arbeit im Wohnheim Brunnadern auf. Zunächst galt es, die Zimmer für die eintretenden Pensionärinnen herzurichten. In den 2½ Monaten, in de-

nen das Heim unbewohnt war, hatte sich allerhand Staub angesammelt, und manche Ecke war von Spinnweben geziert. Da wir auch die schöne Aufgabe übernommen hatten, für unsere in der Wäscherei Brunnadern arbeitenden Nachbarinnen zu kochen, fehlte es von Anfang an nicht an Arbeit.

Am 16. Juni traten die drei ersten Pensionärinnen mit Hab und Gut ein. Es war nicht wenig, was sie an Gepäck mitbrachten. Eine Tochter rückte sogar mit eigenen Möbeln, 3 Meerschweinchen – die inzwischen auf 5 Stück angewachsen sind – und 2 Hamstern an. Die Pensionärinnen sollen sich im Wohnheim zuhause fühlen und ihre Zimmer deshalb möglichst persönlich gestalten können. Dennoch sind wir über die vielen Nebenräume und den großen Estrich froh, wo wir Unpraktisches und Unbrauchbares unterbringen können.

Während zwei der zu Beginn eingetretenen Pensionärinnen täglich ihrer auswärtigen Arbeit nachgehen, behielten wir die dritte im Haus, um in Küche, Garten und bei Putzarbeiten mitzuhelfen. So hatten wir uns nach zwei Wochen bereits ordentlich eingelebt, als durch eine weitere Pensionärin und fünf Feriengäste Haus und Hof neu belebt wurden. Durch diese Gäste – Ehemalige des Schlosses Köniz, die im Ferienlager der nachgehenden Fürsorge nicht mehr Platz gefunden hatten – gewannen die schönen Schattenplätzchen unter den Bäumen in unserem Garten, die wir bis jetzt kaum zu genießen Zeit hatten, neue Bedeutung. Die Tiere unseres Pächters, Schafe, Ziegen, Enten, Tauben, Kaninchen und eine Katze mit zwei herzigen Jungen, rückten plötzlich in den Mittelpunkt des Geschehens. So kam es, daß man mir eines Abends um halb zehn Uhr Kieselsteinchen in die Fensterscheiben warf. Ich öffnete das Fenster und wollte mich beschweren. Doch bevor ich etwas sagen konnte, tönte es mehrstimmig von draußen her: «Sie müssen unbedingt die neugeborenen Schäfchen besichtigen.» Ich vergaß die Kieselsteine in der Fensterscheibe und lief mit meinen Gästen in den Schafstall, wo ich zwei niedliche, schwarze Schäfchen mit ihrer Mutter vorfand. Am nächsten Tag hüpften und rannten sie auf der Weide herum, als wären sie schon lange auf der Welt.

Die Feriengäste brachten uns viel Freude, aber auch vermehrt Arbeit. Gleichzeitig durften wir nun auch aus dem eigenen Garten Gemüse ernten. Wir konnten sogar etwas Vorrat für den Winter in unserer großen Tiefkühltruhe anlegen. Bald reiften die Kirschen, Erdbeeren, Himbeeren und Johannisbeeren, so daß wir auch Konfitüre einkochen konnten. Die Feriengäste verließen uns nach 10 Tagen und versicherten uns, daß sie eine sehr schöne Zeit verlebt hätten, mitten im Grünen, umgeben von Tieren, Beeren und Blumen, und doch in der Stadt. Am 10. Juli trat die fünfte Pensionärin ein. Weitere Anmeldungen für später liegen vor.

Unsere Pensionärinnen fühlen sich im Wohnheim wohl. Die Stimmung ist sehr gut und familiär. Wir hoffen, daß der jetzt herrschende Gemeinschaftsgeist erhalten bleibt, wenn das Heim einmal voll besetzt sein wird. *Ruth Kunz*

Otto Zeller, Heimvorsteher, zum Gedenken

Am 8. Dezember starb in Münsingen im 70. Altersjahr an einem Herzversagen Otto Zeller-Eggli, ehemals Heimvorsteher in Biberstein. Mit ihm ist eine markante Gestalt dahingegangen, die während 2 Jahrzehnten in der Heimerziehung und auf der politischen Ebene im Aargau Einfluß zu nehmen vermochte. Dieser Abstecher in den Aargau dauerte für den Berner 23 Jahre. An Ostern 1971 zog sich «Zeller-Otti» für seinen Lebensabend in das geliebte Bernbiet zurück.

Als Otto Zeller im Februar 1948 nach zwanzigjähriger Tätigkeit an der Taubstummenanstalt in Münchenbuchsee, an den Primarschulen von Bönigen und Bern, die Leitung des Erziehungsheimes Biberstein übernahm, traf er dort Kinder mit sehr unterschiedlicher geistiger Verfassung an, was die Arbeit nicht erleichterte. Das einzelne Kind konnte nicht jene Förderung erhalten, die nötig gewesen wäre. Diese Problematik zwang Otto Zeller zu ersten Reformen, zunächst zur Beschränkung auf die schulbildungsfähigen geistig behinderten Kinder. Bis heute ist das so geblieben, und auch das neue Konzept sieht nichts anderes vor. Bis es aber so weit war, plagten O. Zeller arge Sorgen; die nur praktisch bildungsfähigen und die gewöhnungsfähigen Kinder konnten noch nirgends untergebracht werden. Zusammen mit der Aarg. Heilpädagogischen Gesellschaft gelang es ihm, das Problem zu lösen. Er trat vehement für die Schaffung eines neuen Heimes ein, das solche Kinder aufnehmen konnte. Als Kirchenrat hatte er die Möglichkeit, für die Verwirklichung des Kinderheims «Schürmatt» einzutreten. Gleichzeitig setzte er sich für die Gründung heilpädagogischer Sonderschulen ein. Dabei scheute er sich nicht, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen und vor Öffentlichkeit und Behörden seine Meinung zu vertreten.

Otto Zeller kommt aber noch ein weiteres großes Verdienst zu. Er hat die Anstalt Biberstein zu einem Heim umgemodelt, dessen Vater er war. Voraussetzung hiezu waren bauliche Veränderungen und vor allem Ergänzungen nötig, die Otto Zeller auch zu einer Zeit, als es noch keine Invalidenversicherung gab, vorantrieb. Das Schulhaus mit der angebauten Wohnung, die Turnhalle, aber auch die Bauten auf der Nordseite des Schloßhofes legen Zeugnis ab von der Zielstrebigkeit dieses Mannes, der jeden schief anschaute, der von «der Anstalt» sprach. Dieses Wort konnte er nicht leiden; wer es verwendete, den mied er.

Otto Zeller suchte Kontakt mit Fachkreisen. Er wurde Mitglied der damaligen Sektion Aargau-Solothurn SHG, in deren Vorstand er

später mitwirkte. Er war maßgeblich beteiligt an der Trennung in zwei kantonale Sektionen. Zugunsten der aargauischen vermochte er recht viel zu erreichen dank seiner guten Beziehungen und seines Aufstiegs auf politischer Ebene. Im Jahre 1966/67 bekleidete er das Amt des Großratspräsidenten. Im gleichen Jahre erlitt er im Bernbiet einen Autounfall, von dem er sich nicht mehr ganz erholen sollte. Die Kräfte des Verstorbenen waren angeschlagen.

«Zeller-Otti», wie er sich am Telefon jeweils meldete, war ein Original. Seine große Gestalt mit dem breitrandigen, dunklen Hut prägte sich ein, nicht weniger aber auch sein Humor und seine Gemütlichkeit. Mit Otto Zeller ist eine eigenwillige Persönlichkeit, die mit menschlicher Wärme einen autoritären Führungsstil pflegte, dahingegangen. Alle, die ihn gekannt und mit ihm zusammengearbeitet haben, werden ihn nicht so rasch vergessen.

Willi Hübscher

Helen Eugster †

Nach einer schweren Krankheit, die erst in ihrem fortgeschrittenen Stadium bemerkbar wurde, verließ Helen Eugster am 25. Oktober 1975 unsere Erdenwelt. Am 29. August hatte sie noch ihren 69. Geburtstag unbeschwert erlebt und bis dahin alle ihre Aufgaben voll erfüllt. Kurz darauf mußte sie sich legen. Mit großer Vehemenz trat das verborgene Leiden in Erscheinung und führte zu dem raschen Tod.

Fräulein Eugster hatte sich als Lehrerin die Heilpädagogik zur Lebensaufgabe gemacht, war seit 1929 als Mitarbeiterin im Kinderheim Sonnenhof und am Aufbau dieser Arbeit aus ihrem Einsatz für die Anthroposophie entscheidend beteiligt. In den letzten 10 Jahren präsidierte sie seit seiner Gründung unseren Verband anthroposophisch tätiger Heilpädagogen in der Schweiz.

Sie stammte aus einer St.Galler Familie, wurde dort am 29. August 1906 geboren und besuchte nach harmonischer Kindheit und Schulzeit das Lehrerseminar in Rorschach. Durch die Begegnung mit der Anthroposophie wurde die Pädagogik auf dieser Grundlage ihr Anliegen. Von 1927 bis 1929 studierte sie am Waldorf-Lehrerseminar in Stuttgart und begann darauf die Arbeit im Sonnenhof.

Ihre Stärke wurde die schulische Förderung von Kindern mit sehr beschränktem Auffassungsvermögen. Mit großer Einfühlungsgabe für die seelisch-geistig schwer behinderten Kinder paßte sie den altersmäßig entwicklungsorientierten Lehrplan der Steiner-Schulen an sie an und war in den letzten Jahren an der veröffentlichten Darstellung des Bildungsweges für diese Kinder entscheidend beteiligt. Immer war sie wie ein Pfadfinder auf der Suche um Zugang zur individuellen Geistgestalt ihrer Schützlinge, die durch die krankhaften Störungen verdeckt wird, und erlebte deren Schicksal wie eine besondere Lebensaufgabe. Dieses Anliegen vermittelte sie auch den werdenden Heilpädagogen im Ausbildungskurs des Sonnenhofes, am Heilpädagogischen Seminar in Eckwälden und in jüngster Zeit in Dornach.

In der Leitung des Sonnenhofes und als Leiterin der Schule hatte sie eine angenehme, zuvorkommende Art, bescheiden im Auftreten und in dem, was sie von ihrer Umgebung erwartete, anspruchsvoll gegen sich selbst, immer bereit, alle notwendigen Aufgaben zu übernehmen. So sorgte sie lange Jahre für die wirtschaftliche Führung des Institutes, betreute die Buchführung und das Rechnungswesen (nach einigen Kursen auf diesem Gebiet) und war in hausfraulicher Art ein sparsamer, aber niemals knickriger Geldverwalter.

Da sie wenig in Erscheinung trat und sich immer bescheiden zurückhielt, ist sie über den Sonnenhof und den Initiativkreis für die heilpädagogische Bewegung hinaus nicht so bekannt geworden, wie es ihrem Einfluß entsprach. Sie war immer der stille, aber konsequente Bewahrer der geistigen Linie und der Diener in den praktischen Aufgaben und gehörte zu den Menschen, deren Wert mehr im nachträglichen Ueberdenken als im aktuellen Auftreten deutlich wird. Deshalb spüren wir den Verlust ihrer Mitarbeit im Sonnenhof und in allen weiteren Zusammenhängen stärker als je geahnt, ja, wir haben uns nie so recht klargemacht, wie es ohne sie sein könnte. Sie war immer wie selbstverständlich da. Ihr Wesen bleibt mit der heilpädagogischen Arbeit verbunden.

H. Klimm

«Integration Behinderter u. Verhaltensauffälliger — Ideologie oder Wirklichkeit?»

Dies war das Thema der 9. Fachtagung des Berufsverbandes der Heilpädagogen in der Bundesrepublik Deutschland vom 20. bis 23. November 1975 in Bad Kissingen.

Eingangs stellte der Tagungsleiter, Herr Horst Geiling, Fragen, die wir uns als Menschen, seien wir nun Fachleute oder nicht, immer wieder stellen müssen, nämlich:

Was ist denn Behinderung?
Was ist auffällig?
Wer macht wen auffällig?
Was ist Ideologie und was Wirklichkeit?

Bewußt und unbewußt stellten sich auch die 230 Anwesenden diese Fragen während der ganzen Tagung zu wiederholten Malen.

Herr Hans-Peter Feldhusen machte sich die Aufgabe nicht leicht. Er versuchte «*Die Stellung der Behinderten und Verhaltensauffälligen in der öffentlichen Meinung*» in einem Referat zu beschreiben. In seinen Ausführungen weist er deutlich darauf hin, wie sehr Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen, was teilweise auf die verankerten Vorurteile zurückzuführen ist. Aufgabe des Heilpädagogen ist es unter anderem, diese Vorurteile abzubauen.

Aber ist die Form der Aufklärung, die wir wählen, die richtige? Hierzu müssen wir Stellung nehmen, bevor wir Information zwecks Aufklärung in die Oeffentlichkeit

streuen, denn die Gefahr, daß Vorurteile dadurch noch verstärkt werden, lauert ständig.

Herr Peter Radtke dringt mit seinen *«Gedanken zu einer fehlgeleiteten Entwicklung»* in der Beziehung zwischen Behinderten und «Betreuern» bis ins Innere vieler seiner Zuhörer ein.

Er ist sich bewußt, daß jeder Mensch Selbstbestätigung braucht, weist aber darauf hin, wie gefährlich es ist, wenn diese auf Kosten anderer geht, die ohnehin ein mangelndes Selbstwertgefühl haben. Herr Radtke weiß aus persönlicher Erfahrung, daß viele «Betreuer» ihre Selbstbestätigung in ihrer Arbeit mit dem Behinderten suchen. Zu oft wird dieser vom «Betreuer» als dankbarer, naiver, einfältiger Mensch betrachtet, der auf Hilfe angewiesen ist.

Wohl sagt sich der «Betreuer»: Mitleid darf ich nicht haben, sondern ich will ihm (dem Behinderten) Unterstützung geben. Hier wird Mitleid falsch verstanden. Wäre der «Betreuer» *mit-leidender* Mensch, so würde der Referent auch nicht von einer fehlgeleiteten Entwicklung sprechen müssen. Er fordert uns auf, zum Partner des Behinderten zu werden: zum Partner also, der dem Behinderten ermöglicht, mit einer zunehmend kritischen Wahrnehmung seiner Rolle an der Gestaltung seiner Umwelt aktiv teilzunehmen.

Von möglichen *«Strategien zur Integration von Behinderten und Verhaltensauffälligen»* spricht aus Erfahrung der Journalist, Herr Ernst Klee.

Eine Gruppe von Behinderten und Nicht-Behinderten hat in Frankfurt einige Aktionen mit mehr oder weniger Aufsehen und mit einigem Erfolg durchgeführt.

Zitate aus einem Plakat dieser Gruppe:

«Wir wollen versuchen, die Wechselbeziehung Behinderte – Umwelt an Beispielen zu erfahren. Wir wollen die Problematik so aufarbeiten, daß Behinderte durch diese Lernerfahrungen neue Verhaltensmodelle entwickeln».

«Wir wollen zusammen in Gruppen trainieren, uns unbefangen in der Umwelt zu begegnen. Wir wollen Hindernisse nicht resignierend hinnehmen, sondern als Herausforderung erleben. Als Herausforderung durch eigene Aktivitäten zu ihrer Beseitigung beitragen». Zur Ueberwindung der Scheu vor Behinderten wurden Rollstuhltrainings mit großem Erfolg durchgeführt.

Durch seine prägnante Redegewandtheit hat Herr Klee über eine ungewöhnliche Art von Realisierung der Partnerschaft zwischen Behinderten und Nicht-Behinderten gesprochen. Seine Ausführungen haben den Kern der Problematik getroffen und dadurch die Zuhörerschaft aufgeschreckt. Ich möchte seinen, mit einem Vorwurf an die Fachleute geladenen Gedanken folgendermaßen zusammenfassen: die echte Verpflichtung gegenüber Behinderten schließt die Veränderung der Wirklichkeit mit ein; die Wirklichkeit nämlich, in der die Fachleute integriert, von der der Behinderte jedoch ausgeschlossen ist.

Schade, daß der Referent den Tagungsort früher als vorgesehen verlassen hat!

Herr Ernst Wohlgehagen spricht über *«Grundlagen, Bedingungen, Ziele und Machbarkeit sozialer Integration Geistigbehinderter»*. Er weist u. a. darauf hin, daß spezielle Forschungen auf dem Gebiet der Geistigbehindertenpädagogik, -psychologie und -soziologie fehlen. Unwissenschaftliche Gesamtdarstellungen weniger Lehrstuhlinhaber verhindern den Fortschritt durch saubere Detailforschung.

Die Bedingungen sozialer Integration Geistigbehinderter werden widersprochen durch die allgemein gültigen Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft, nämlich: Informiertheit, öffentliche Meinung, privates Profitinteresse, Ausbildungsvoraussetzungen.

Die Zielsetzung sozialer Integration Geistigbehinderter beschränkt sich nicht auf die Befähigung zur eigeninitiativen Lebensbewältigung. Ebenso soll die Persönlichkeit des Geistigbehinderten und dieser als handelnder Mensch integriert werden.

An mehreren Beispielen (Schulwegtraining, Hausbesuche, Verkehrsweg und -mittel, Jugendarbeit, Arbeitswelterkundung und Freundschaften) verdeutlicht der Referent, daß ein sozialer Ansatz zur Integration stattfindet.

Der Integrationsprozeß Geistigbehinderter unterscheidet sich von demjenigen anderer Behinderter einzig im methodischen und medialen Bereich.

Herr Wohlgehagen fordert uns zur Bereitschaft auf, zu *lernen, unserer eigenen Erfahrungen in vermehrtem Maße bewußt zu werden*, um die Zielsetzung der Integration Geistigbehinderter auch formulieren zu können.

Herr Dr. Peter Flosdorf spricht über *«Heimerziehung – Hindernis oder Weg zur Integration Verhaltensgestörter»*.

Die Heimsituation darf nicht der Familiensituation gleichgestellt werden. Wo die Familie den ihr gestellten Aufgaben nicht vollumfänglich nachkommen kann, ist das Heim eines unter anderen Sozialisierungsangeboten. Der Referent formuliert Ziele des Heimes und der Erzieher und nennt Bedingungen, die zu erfüllen sind. So unterstreicht er u. a. auch die Notwendigkeit der Supervision in der Erziehung.

Das Ziel der Heimerziehung soll sein, überflüssig zu werden, d. h., das Kind im Heim soll zu einem selbständigen Menschen erzogen werden, so daß sich für ihn Heim und Erzieher erübrigen.

In aufgelockerter Art macht Herr Dr. Albrecht Müller-Schöll eine *Zusammenfassung der Tagungsergebnisse*. Diese klärt viele, noch in der Luft liegende Mißverständnisse. Mit erstaunlicher Objektivität erinnert er an gemeinsam erlebte Szenen, beschreibt das jeweilige Diskussionsklima und kommentiert aus persönlicher Sicht in einer Art und Weise, zu der wohl keiner der angesprochenen Teilnehmer etwas einzuwenden hat.

Die Tagung mag wohl für manchen ein Einstieg in bewußteres Nachdenken über Sozialisierungs-

und Integrationsprozesse sein. Möge ein Teil davon integrative Auswirkungen auf die Behinderten und Verhaltensauffälligen haben.

Marianne Gerber

Die Referate werden im März 1976 veröffentlicht und können durch das Zentralsekretariat SHG, Postfach 225, 3000 Bern 13, bestellt werden. Richtpreis Fr. 5.—.

LITERATUR

Emil E. Kobi: «*Die Rehabilitation der Lernbehinderten*». Paperback 254 S., DM 24.50/Fr. 26.50. Ernst Reinhardt Verlag, München und Basel. Band 8 der Reihe Die Rehabilitation der Entwicklungsgehemmten.

Der Autor, PD Dr. phil. Emil E. Kobi, Basel, gibt im Vorwort zu seinem ebenso gründlich wie sorgfältig konzipierten Fachbuch der Hoffnung Ausdruck, daß es ihm gelingen möge, auf die aus dem Problembereich der Entwicklungsdefekte und im besondern der Lernbehinderungen sich ergebenden Fragen, jenen die helfende Information suchen, heilpädagogisch fachgerechte Antworten geben zu können. In treffender Offenheit fügt er hinzu: «Mein Wunsch ist überdies, daß es auch von Leuten gelesen wird, die um Antworten nie verlegen sind. Ihnen möchte ich dazu verhelfen, zur Frag*würdigkeit* ihrer Urteile zurückzufinden.»

Leider erschweren Mißverstehen und Anfechtung immer noch die Durchführung jener heilpädagogischen Maßnahmen, die mit der Wiedereingliederung von Schwachbegabten, Geistigbehinderten oder Lernbehinderten zusammenhängen. Emil E. Kobi behandelt in seinem Buch speziell die unterschiedlichen Bestrebungen, das Problem der Lernbehinderungen klärend zu meistern und damit eine bestmögliche Rehabilitation der Lernbehinderten zu erreichen.

Der Stoff dieser wissenschaftlich fundierten, wie aus allseitig fachlicher Erfahrung übersichtlich dargestellten Arbeit ist in sieben Kapitel eingeteilt:

I. *Begriffserläuterungen:* Die Begriffe Lernbehinderungen/Lernbehinderte werden bestimmt. Schwierigkeiten der Gegenstands- und der Begriffsbestimmung wie auch der Bezeichnung und der Abgrenzung werden dargelegt. Eine Tabelle zeigt die Gegenüberstellung der verschiedenen Bezeichnungen in Medizin, Schulwesen und beruflicher Eingliederung. Zum Begriff *Rehabilitation* zeigt eine weitere Tabelle die Unterschiede zwischen Lernbehinderung und geistiger Behinderung.

II. *Symptomatik:* Von der Psychopathologie des Hilfsschulkindes zur Phanomenologie der Lernbehinderungen. Beeinträchtigungen im Bereich der Motivation: Schwäche, Diffusität, Enge, Labilität, Trägheit, Zähigkeit, Gebundenheit, «Blindheit», Aberrationen.

Beeinträchtigung des Widerstandserlebens, des Problemlösungsverhaltens – Erschwerungen in der Ausführung, beeinträchtigte Verfestigung, verringerte Transfereffekte.

III. *Häufigkeit und Verteilung:* exakte und allgemeingültige Häufigkeitsangaben können nicht erbracht werden. Verschiedene Populationen bedingen unterschiedliche Häufigkeit. Verursachungsfaktoren bestimmen Häufigkeitsverteilung. Bemerkungen zur relativen und zur absoluten Zunahme von Lernbehinderung. (A. Rett, 1972): «Absinken der Mortalität bei gleichzeitigem Ansteigen der Morbidität.»

IV. *Ursachen:* 1. Allgemeine Feststellungen. 2. Bedingungsfaktoren: genetische, hirnorganische, solche somatisch nicht cerebraler Art, soziale Bedingungen, Verhaltensstörungen und Fehlhaltungen, Schulsysteme (3 Tabellen).

V. *Diagnostik:* Medizinische Diagnostik, Psychodiagnostik, Heilpädagogische Diagnostik, Differentialdiagnostische Probleme, Mitteilung und Verarbeitung der Diagnose/Prognose.

VI. *Behandlung:* Medizinische Therapie, Psychotherapie, Heilpädagogische Uebungsbehandlung.

VII. *Erziehung* und *Bildung:* Historischer Rückblick. Das separative Konzept. Das Normalisierungsprinzip. Das Reduktionsprinzip. Das integrative Konzept. Aufgabenfelder der Lernbehindertenpädagogik.

Anhang: Zur Situation und Organisation der Sonderschule für Lernbehinderte in den deutschsprachigen Ländern. Die Hilfsschule in der DDR. Das Hilfsschulwesen in der Schweiz. Literaturverzeichnis, Namenverzeichnis, Sachverzeichnis.

Schon beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses von «Die Rehabilitation der Lernbehinderten» drängt sich eine Frage auf, die (S. 201) auch der Autor sich stellt: «Welcher Lehrer vermag sich diese Zielsetzungen im konkreten, erzieherischen Vollzug permanent zu vergegenwärtigen.»

Dennoch, dieses Buch mit seinen umfassenden Ausführungen über die Fachgebiete der Behindertenpädagogik bietet zur Vergegenwärtigung ungeklärt auftretender Probleme eine vorzügliche Hilfe, da es auch zeigt, in welchen Belangen ein Zuviel oder ein Zuwenig versucht oder getan wird.

So der Autor: «Erst jener Fachvertreter, der nicht nur der Frage: Was bedeutet eine Lernbehinderng für mein Fach? (welche Abstriche werden aufgenötigt?), sondern auch der Frage: Was bedeutet mein Fach für diese Lernbehinderung? (welchen Normalisierungsbeitrag kann es leisten?) nachgeht, kann im eigentlichen Sinne heilerzieherisch tätig sein.»

Diese von Wissen, Erfahrung und klarer Einstellung zu den Problemen erzieherisch-helfenden Bemühens zeugende Aussage läßt bekräftigend festhalten, daß das Buch «Die Rehabilitation der Lernbehinderten», in welchem der Autor auf das Wünschenswerte und das Notwendige, wie auch auf das Mögliche in den obgenannten Zielsetzungen deutliche Akzente zu setzen weiß, mehr als nur «lesenswert», sondern auch wert ist studiert und in allen anstehenden Fach-Fragen zu Rate gezogen zu werden.

Alfons M. Arcozzi

S. H. Claussen, O. Kröhnert, S. Prillwitz, R. Schulmeister, A. Windisch: *Psycholinguistik in der Sonderpädagogik* – Zur sprachlichen und kognitiven Entwicklung normalsinniger und körpergeschädigter Kinder. (Schriften zur Hörgeschädigtenpädagogik – Heft 15 – herausgegeben von Prof. Dr. H. Jussen unter Mitarbeit von Prof. Dr. G. Heese, Prof. H. Kindermann und Prof. Dr. O. Kröhnert); Carl Marhold Verlagsbuchhandlung, Berlin 1975. 329 S. Preis brosch. DM 32.—.

«Der vorliegende Band enthält Beiträge von Sonderpädagogen, Linguisten und Psychologen, die sich einem gemeinsamen Problem verpflichtet wissen, dem Spracherwerb und Sprachaufbau von Hörgeschädigten».

In leicht verständlicher Form werden die obengenannten Probleme geschildert, kritisch angegangen und Lösungsversuche gezeigt. Erfreulich ist die hierbei deutlich werdende interdisziplinäre Kooperation, die durchaus noch nicht überall selbstverständlich ist.

In den Kapiteln I bis III werden «die soziale Problematik», die «gegenwärtige Didaktik des Sprachaufbaus» und «Lautsprache versus Gebärdensprache» bei Hörsprachgeschädigten dargestellt. IV bis VI beschäftigen sich mit «der Gesamtkonzeption des Sprachaufbaus», der «Analyse des Primären Spracherwerbs normalsinniger Kinder als orientierungsbasis für den Sprachaufbau bei Hörsprachgeschädigten» und der «Visualisierung grammatisch-syntaktischer Regularitäten». Die Kapitel VII bis IX orientieren über Sprachaufbaukonzeptionen im Syntaxbereich am Modell der «Generativen Transformationsgrammatik (GTG)», die «Kognition und Begriffsbildung in Verbindung zum Sprachaufbau», die «Problematik experimentell-psychologischer Methoden im Unterricht Hörsprachgeschädigter» und «Curriculumstrategische Ueberlegungen zur Ausbildung von Lehrern für Hörsprachgeschädigte».

Neben einer guten *Vorbemerkung* vermittelt vor allem eine klare *Zusammenfassung* (S. 324–326) den nötigen Ueberblick und erleichtert so das Eindringen in die stark von der Praxis geprägte Materie.

Lehrer, Studenten, Kindergärtnerinnen und alle, die mit Gehörgeschädigten zu tun haben, sind für die Herausgabe dieses weiteren Beitrages der «Schriften für Hörgeschädigte» durch den Marhold-Verlag Berlin dankbar. *Eberhard Kaiser*

NEUE SJW-HEFTE
(Verlagsbesprechungen)

Nr. 1313 *«Tiere als Baumeister»* von Carl Stemmler. Reihe: Aus der Natur. Alter: von 11 Jahren an.

Von den Kunstwerken der Termiten oder auch nur unserer Waldameisen haben die meisten schon gehört, wohl auch von den geradezu gigantischen Bauten der Biber. Carl Stemmler weiß aber noch von vielen Baumeistern im Tierreich zu erzählen, so daß man aus dem Staunen nicht herauskommt!

Nr. 1314 *Hans Konrad Escher von der Linth»* von Kaspar Freuler. Reihe: Biographien. Alter: von 12 Jahren an.

Hans Konrad Escher, der Sohn eines Seidenherrn aus hochgeachtetem Zürcher Geschlecht, durch Bildung und Fähigkeiten zu hohen Aemtern bestimmt, verläßt den väterlichen «Seidenhof», um in unerschütterlichem Glauben an seine Aufgabe und allen Hindernissen zum Trotz, die 16 000 Menschen, die in den Sümpfen der Linthebene ein höchst ungesundes und armseliges Leben führen, zu retten. Durch den Bau des Molliser- und des Linth-Kanals, in welche die Linth gezwängt wird, wird die weite Ebene vor Überschwemmungen geschützt und an die 20 000 Jucharten Land gewonnen.

Nr. 1315 *«Wie aus einem Schusterjungen ein Dichter wurde»* von Max Bolliger. Reihe: Biographien. Alter: von 12 Jahren an.

Die Geschichte des armen Schusterjungen, der ein berühmter Dichter wurde, liest sich wie ein Märchen und ist doch wahr. Der 14jährige Hans Christian Andersen geht nach Kopenhagen, um Schauspieler zu werden. Sein Wunsch, berühmt zu werden, erfüllt sich anders, als er in seiner kindlichen Begeisterung dachte. Ein langer, bitterer Weg führt ihn zum Ziel und zu sich selbst.

Nr. 1316 *«Laßt mich fliegen»* von Elisabeth Heck. Reihe: Für das erste Lesealter. Alter: von 9 Jahren an.

Das ist die Geschichte zweier Ballone und zweier Mädchen. Der eine Ballon heißt Amarillo, das ist gelb, der zweite heißt Negro, das ist schwarz. Das eine Mädchen ist ein dunkles Negerkind, das andere ein blondes Schweizermädchen. Bei einem Geburtstagsfest bringt ein drittes Kind Unfrieden zwischen die beiden Freundinnen. Das Negermädchen flieht, geht fast verloren, kehrt aber zuletzt heil zurück, und alles wendet sich zum Guten.

Lehrmittelverzeichnis pro 1976

Leselehrmittel

«Das ist nicht schwer» (Mäppli) Vorfibel		3.50
«Lesefibel» (Mäppli) *neu*		10.—
«Arbeitsblätter» hiezu (Block) *neu*		6.50
«Lies deine Wörter» (Mappe) Lesespiel		10.—
«Schau mich gut an . . .» (Mäppli) Lesespiel		9.—
«Lies deine Sätze» (Mappe) Lesespiel		10.—
«Bluemegärtli»	Lesebuch I	6.—
«Sunneland»	Lesebuch II	10.50
«Meine Welt»	Lesebuch III	5.50
«Vielerlei Wege»	Lesebuch IV	6.—
«Saat und Ernte»	Lesebuch V	6.—
«Hinaus ins Leben» (mit Anstandsknigge)	Lesebuch VI	7.50

Rechenlehrmittel

«Wir zählen» (Mäppli	I	5.50
«Wir rechnen» (Mäppli) *neu*	II	10.50
«Mein Rechenbuch» (Heft)	III	4.—
«Mein Rechenbuch» (Heft)	IV	4.—
«Mein Rechenbuch» (Heft)	V	4.—
«Mein Rechenbuch» (Heft)	VI mit Teil Geometrie, Aufl. 1968	4.—
«Schlüssel» zu IV–VI (1 Ringheft)		12.—
«Rechenbuch 6» (Heft), Auflage 1972 *neu*		9.50
«Lehrerausgabe» hiezu		25.—
«Übungsblock» zum neuen Rechenbuch VI		6.—
«Schlüssel» hiezu		7.50

Lehrmittel für den Heimatkunde- und Sprachunterricht (Arbeitsblätter)

«Wir messen» (Mäppli)	I	4.50
«Haus und Hof» (Mäppli)	II	4.50
«Straße und Verkehr» (Mäppli)	III	4.50
«Wie spät ist es?» (Mäppli)	IV	3.50
«Unser Kalender» (Mäppli)	V	3.50
«Wasser – woher, wohin?» (Mappe) *neu*	VI	7.50
«Briefe und Formulare» (Mappe)	VII	8.50
«Von der Kraft des Wassers» (Mappe)	VIII	7.50

Übungsprogramme

«Messen» (21 Arbeitsblätter)	2.—
«Von 1–10» (200 Arbeitsblätter) *neu*	11.—

Unterrichtshilfen (für die Hand des Lehrers)

«Elektrizität»	9.—

Von den bisherigen 32 Positionen mußte der Verkaufspreis nur bei acht etwas angeglichen werden, und zwar je um einen halben Franken. Unsere Verkaufspreise bleiben demnach zum größeren Teil stabil, obschon ab 1. Januar 1976 die Posttarife bis zu 50 Prozent ansteigen. Neben der Lesefibel und den Arbeitsblättern hiezu sowie der Heimatkundemappe «Wasser – woher, wohin?», die im Laufe des vergangenen Jahres erschienen sind, können die nachstehenden beiden Lehrmittel neu angeboten werden:

a) die Rechenfibel «Wir rechnen», die eine prächtige Umgestaltung erfahren hat, und
b) das Übungsprogramm «Von 1–10».

Die Preise für die beiden neuen Lehrmittel betragen Fr. 10.50 bzw. Fr. 11.—.

Von der alten Rechenfibel «Wir rechnen» sind noch etwa 100 Exemplare vorhanden. Wer den Bestand noch ergänzen möchte, ist gebeten, das bald zu tun. Der Verkaufspreis für dieses Lehrmittel bleibt bei Fr. 4.50, ist also bedeutend tiefer als für das neue. Im Zeitalter der Rezession ist man vielleicht froh, von dieser billigeren Variante Gebrauch machen zu können.

Lehrmittelverlag SHG
Zeughausstr. 38, 5600 Lenzburg 1